



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Maske der Zitate an Broni richtete, bis er zuletzt auch nicht anstand, sie im prosaischen Gespräche mit Du anzureden und so zu behandeln, als ob sie bereits seiner Truppe angehörte und er als Direktor sich gewisse Freiheiten gestatten dürfte. Broni aber ließ sich nicht nur alles gefallen, sondern ging auf die übermütigsten Launen ein, parodirte und rezitirte mit den übrigen Künstlern um die Wette und gab dadurch nur immer mehr Stoff zu der bereits vorhandenen Ungezwungenheit. Haralds Stimmung wurde immer düsterer, und er würde längst die Gesellschaft verlassen haben, wenn er es nicht für seine Pflicht gehalten hätte, über Broni zu wachen, und wenn ihn nicht die Eifersucht gegen Lenormant geplagt hätte. Es war schon früher Morgen, als sich endlich das dramatische Bacchanal trennte.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Die Nationalliberalen in Hannover. Unter den Abgeordneten, welche die Provinz Hannover in den diesmaligen preußischen Landtag sendet, sind achtundzwanzig Nationalliberale, drei Freikonservative, drei Welsen und zwei Ultramontane. Hannover hat also überwiegend liberal gewählt. Dies muß jedem, der hannoversche Zustände wirklich kennt, höchst auffällig erscheinen, auch wenn er dabei die wunderbaren Verschiebungen der Volksansichten durch die Dreiklassenwahl und die dieser so oft eigentümliche mangelhafte Beteiligung der Urwähler in Rücksicht nimmt; höchst auffällig dem vor allem, der beachtet, daß 75 Prozent aller Haushaltungen Hannovers landwirtschaftliche sind, da die Provinz im wesentlichen, abgesehen von einzelnen Orten mit bedeutender Industrie, Ackerbau treibt. Der landwirtschaftliche Grundbesitz ist aber konservativ in und an sich.

Auf der andern Seite wird es deshalb umso begreiflicher sein, daß sich endlich an vielen Orten eine konservative Unterströmung, freilich noch fast verdeckt von den hochgehenden nationalliberalen Wogen, bemerken läßt, die hoffentlich immer entschiedener die Oberhand gewinnen und damit den Parteiterrörismus der Nationalliberalen durchbrechen und hinwegschwemmen wird. Gehört ihr die Zukunft, so wird dann auch endlich die wahre Grundstimmung des hannoverschen Volkes, die jetzt mit dem Welfentum verquickt ist, sich wieder herausstellen und zur Geltung gelangen, sein gesunder, jeder unfruchtbarer Politik abholder konservativer Sinn.

Freilich ist er ja immer vorhanden gewesen, aber unter dem vielversprochenen Welfentum versteckt und dessen bester Kern. Aber das wird wenig anerkannt; es ist vielmehr eigentümlich, wie wenig das sogenannte Welfentum im übrigen Deutschland und von Nichthannoveranern, die hier leben — ja man könnte sagen, von sich selbst verstanden wird. Altpreußen können Jahre lang in Hannover leben, ohne zu ahnen, was eigentlich die „Welsen“ wollen.

Und doch ist dies mit ein paar Worten erklärt. Die nicht sehr mitteilsame niedersächsische Art hängt zäh am Alten, auch an alter Königsstreu; sie tritt, wie

sich das bei jeder partikularistischen Regung wiederholt, dem Fremden mißtrauisch entgegen und steht unbewußt, ihrer konservativen Grundanschauung entsprechend, allen liberalisirenden Tendenzen, denen sie seit 1866 wenig förderliche, meistens schädigende Geseze verdankt, feindlich gegenüber; sie unterscheidet nicht zwischen Preußen und nationalliberalen Preußenfreunden! Nimmt man noch hinzu, daß der hannoversche Landmann kein Bierbankpolitiker ist, wie sie sonst so dicht in Deutschland gesät sind, und nur dann in Politik „macht,“ beziehentlich „gemacht wird,“ wenn die städtischen liberalen oder welfischen Apostel kommen, so hat man den ruhigen, urkonservativen Charakter des größten Teiles der Parteimitglieder des sogenannten Welfentums vor sich, dieser vielgehaßten und doch gediegenen Partei, die wegen einiger Junker und Heißsporne mit besondern Zwecken als Reichsfeind und Vaterlandsverräter verschrieen worden ist.

Das Herz möchte sich einem über solche Sachen im Kreise umdrehen; unser prächtiger Bauernstand, um den uns, soweit ihn die materielle Not der Zeit noch nicht ruiniert hat, alle Welt beneiden könnte, ein Reichsfeind, ein Landesverräter? Er, der konservativste aller Konservativen!

Diese Ablenkung seiner eignen urwüchsigen Anschauungen und diese Verdrehung des öffentlichen Urteils über ihn verdankt er lediglich der leidigen Politikmacherei, in die er seit 1866 immer und immer wieder hineingezerrt worden ist. Man lasse ihn nur mit Politik ungeschoren, gebe ihm Wortführer mit rein sachlichen Zielen und Absichten, jedoch aus konservativer Gesinnung hervorgehend, und das Welfentum und der unnatürliche Liberalismus verblassen und verschwinden in wenig Jahren.

Dabei gilt es aber nicht das Welfentum zu bekämpfen, sondern es dürfte die Aufgabe einer richtigen Politik sein, der nationalliberalen hannoverschen Partei und ihrer Presse das Heßhandwerk zu legen. Ein Paktiren mit ihnen, wie es im Interesse der Bildung einer Mittelpartei für andre Provinzen empfohlen wird, ist hierzulande nicht möglich oder doch sehr wenig geraten, wenn man bessere Ziele verfolgen will. Denn für Hannover könnte man mit Schiller über die Nationalliberalen sagen:

So lange der Kaiser diesen Friedeland
Läßt walten im Land,
Wird kein Fried' im Land!

Insbefondere der „Hannoversche Courier,“ ein Blatt, über das eine große Zahl der eignen Parteigenossen selbst entrüstet ist, ist der Störenfried unsrer Provinz. Aus thatsächlichen Gründen fast allein herrschend und deshalb als öffentliches Organ unumgänglich, hat er von jeher alles gethan, um die Provinz seit 1866 nicht zur Ruhe kommen zu lassen, und die Verhältnisse, die sich längst hätten festigen können, immer wieder im Kampfe aufzurühren. Durch die der „deutsch-hannoverschen“ Partei angelichtete Reichsfeindschaft und die Phrase von der alleinseligmachenden liberalen Tendenz ist Hannover in zwei, anscheinend sich ewig feindliche politische Lager gespalten, ohne daß dieser Spaltung eine wirkliche politische Berechtigung zu grunde läge. Denn konservative Männer, soweit sie sich überhaupt dem nationalliberalen Terrorismus gegenüber eine eigne Meinung zu bilden wagen, finden sich in beiden Lagern, obwohl sie weder in das eine noch in das andre gehören.

Eine Bekämpfung der nationalliberalen Partei würde die Sache der Konservativen sein, und deren einfache Aufgabe würde darin bestehen, daß sie, mutig zusammenengeschaart, versuchen, nur Interessenpolitik zu treiben. Wie oft hat der Reichskanzler gemahnt, das leidige Politikmachen aus Landtag und Reichstag zu verbannen

und rein sachlich und unbefangenen den Aufgaben, die beide Parlamente stellen, entgegenzutreten; nirgends aber wäre das wünschenswerter als in Hannover. Träten die Nationalliberalen mit ihrem Parteifanatismus, ihren hohlen Verdächtigungen der Reichstreue der Welfen u. s. w. nicht immer wieder dazwischen, versuchten sie nicht alle Staatsstugend zu monopolisieren, so würde es gelingen, den größern und besten Teil der Welfen mit den übrigen zahllosen, im Grunde ihres Herzens konservativ gesinnten Leuten, denen es jetzt an jedem politischen Anhalt fehlt, auf sozusagen politisch neutralem Boden zu vereinigen. Ist es richtig, daß der hannoversche Landmann keine Politik liebt, daß ihm die politische Phrase nur von liberalem Parteiinteresse in den Mund gelegt wird, ohne daß das Herz dabei beteiligt wäre; ist es richtig, daß er, konservativ von Grund aus, nur eine sachgemäße Vertretung seiner Interessen vom konservativen Boden aus wünscht und daß damit sich sein politischer Sinn erschöpft, so muß bei Vorsicht und Beharrlichkeit jene Vereinigung gelingen. Die Wünschebrute, die dann die Herzen erschließen würde, ist die Aufstellung von Personen als Vertreter im Reichs- und Landtage, die der Bauer aus persönlichem Vertrauen um ihrer selbst willen wählt.

Welch unschätzbarer Gewinn wäre solche Gestaltung der politischen Bewegung in der neuen Provinz für die Förderung des Reichs- und Staatsgedankens und für eine gesunde soziale Weiterentwicklung! Freilich nach den Zornesausbrüchen des „Hannoverschen Couriers“ gegen derartige Gedanken zu schließen für national-liberale Politiker unfaßbar!

Hierbei ist allerdings zu erwähnen, daß auch die neben dem „Courier“ in Hannover erscheinende welfische Volkszeitung solche Bestrebungen mit Hohn zurückweist; allein das Welfentum, wie dieses Blatt es vertritt, fristet überhaupt nur noch mit Mühe sein Dasein; es ist verschwindend gegenüber der obengeschilderten gemäßigten welfischen Partei.

Die Aufgabe der konservativ denkenden Männer unserer Provinz ist hiermit in kurzen Umrissen gezeichnet. Sie würde dadurch auszuführen sein, daß man sich ohne viel Zeitungsgeheul sammelte, um bei den nächsten Wahlen der Partei der Nationalliberalen und der der unversöhnlichen Welfen entgegentretend zu betonen, daß man, aller politischen Rache fern, nur darauf sehen wolle, rein sachlich denkende und stimmende Volksvertreter konservativer Grundanschauung abzusenden, ohne daß diese eine schroffe Stellung gegenüber den Parteien von links und rechts einnahmen. Ginge man so behutsam und beschwichtigend vor, so würde bald ein Stein nach dem andern von der „Hochburg“ der Nationalliberalen und der Welfen abbrockeln. Und mit letzterem hätte man doch keine sentimentale Versöhnungspolitik getrieben.

Berlin aus Wiener Perspektive. Als Berliner von Geburt wurde ich einmal in einem entlegenen ungarischen Komitat von dem obersten Beamten desselben, dem Obergespan, befragt, ob wirklich in Berlin, wie die Zeitungen versicherten, die Mehrheit der Bevölkerung antibismarckisch gesinnt sei und für einen Führer der Opposition schwärme, welcher den großen Staatsmann durch kleine Angriffe persönlicher Art zu ärgern, zu ermüden und zu verdrängen suche. Es wurde mir nicht leicht, auf diese Frage sogleich die rechte Antwort zu finden. Vor allem konnte ich von den Ratschöffen meiner engern Landsleute Herrn Eugen Richter nicht abschütteln. Obschon man im Auslande und insbesondre in Oesterreich-Ungarn wenig von der Berliner Fortschrittspartei weiß, so ist doch dieser ihr Führer

und Diktator als der persönliche Gegner des Reichskanzlers nur zu bekannt und in deutsch-nationalen Versammlungen oft und tausendstimmig mit Beifall bedacht worden. Allein zur politischen Ehrenrettung der Berliner hätte ich doch mancherlei anführen können. Haben sie doch in den Ruf: „Fort mit Bismarck!“ keineswegs eingestimmt, auch bestreiten sie nicht mehr die Verdienste Bismarcks in auswärtigen Angelegenheiten, vielmehr überlassen sie sorglos und vertrauensvoll in allen europäischen Fragen und Wirren die Entscheidung ihm, der unzweifelhaft einigemal richtiger urteilte und plante als die Berliner selbst, welche sonst bekanntlich alles besser wissen. Gewiß, die Berliner wählen noch immer antibismarckisch, sie wählen nach den Anweisungen des Herrn Eugen Richter, ja sie wählen diesen Mann selbst, obwohl sie sich sagen, daß er lediglich von dem Skandal mit Bismarck lebt. Allein sie meinen es nicht so schlimm. Wissen Sie doch recht gut, daß das schöne Bewußtsein, „unentwegt“ die Fahne der Freiheit der Fortschrittspartei hochzuhalten, der Gesamtheit, dem Reiche nicht schadet, weil die Mehrheit der Bevölkerung zu Bismarck und seinem Regimente steht und so die Opposition unschädlich macht.

So etwa hätte ich dem Obergespan von Temesvár auf seine Frage nach dem Antibismarckthum der Berliner antworten sollen. Allein da hohe Herren minder breite Auskunft zu erwarten pflegen, so versicherte ich ihm kurz und gut, daß im Grunde genommen die große Mehrheit der Berliner Bevölkerung zu den Anhängern und Bewunderern des deutschen Reichskanzlers gehöre, und daß es nur dem hergebrachten Ansehen und der agitatorischen Geschicklichkeit einiger Bezirksredner mit Hilfe wohlbekannter Schlagwörter gelungen sei, jene eigentliche Stellung des sonst vernünftigen Berlinertums zu verdunkeln und zu terrorisieren.

Wie dem auch sei, politisch befindet sich Berlin im Verfall und zwar nach doppelter Richtung hin, einmal die Fortschrittspartei an und für sich und sodann die Hauptstadt Berlin selbst. Von dem Phantom des Manchesterthums herumgeführt, gleicht die Berliner Fortschrittspartei dem Goethischen „Kerl“, der auf dürrer Heide spekulirt, „und ringsumher liegt schöne, grüne Weide.“ Der Staat soll nun einmal ein Nachtwächter sein und bleiben. Dabei sinkt die Fortschrittspartei selbst auf die Stufe herab, auf welche sie den Staat niederdrücken wollte, und mit ihr Berlin, so lange es dem Ideale nachjagt, die Hauptstadt eines Nachtwächterstaates zu werden. Berlins politischer Einfluß auf Land und Reich war niemals demjenigen von Paris oder London zu vergleichen. Jetzt aber ist er geringer als je, was jeder bezeugen wird, welcher in der Provinz oder im Auslande öfter verkehrt. Von politischen Organen findet man außerhalb Berlins in nennenswerter Verbreitung nur noch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ als Organ des Reichskanzlers und das „Berliner Tageblatt“ als charakteristisches Erzeugnis des modernen Berlins, wie es geworden ist, seitdem Bank-, Geld-, Börsen- und anderer Schwindel dort aufgekrochen ist und das gute, alte Berlin überwuchert hat.

Denn ungleich bedauerlicher als der politische ist der soziale Verfall der deutschen Reichshauptstadt. Das, was den Berliner emporgebracht hat, Mühsigkeit, Eindigkeit, Betriebsamkeit, verstärkt durch starken Neuerungsdrang und wetteifernden Nachahmungstrieb, treibt ihn nun dem Verfall entgegen, indem es ebenso rasch das Gute wie das Schlechte annehmen und ausüben läßt. Als ob alle Berliner ihren Bastiat studirt hätten, so streben sie nach dem Ideal dieses Volkswirtes, nach möglichster Vermehrung der Produktion wie der Konsumtion. In unerhörtem Grade sind zu Berlin Produktion und Konsumtion gestiegen. Ueberall herrscht unsichtbar, doch unbezwingbar als oberster Abgott der moderne Industrialismus in gutem wie in schlechtem Sinne. Die Sucht nach Erwerb drängt alles zurück, ausgenommen

allein die Sucht nach Genuß. Hieraus hat sich ein Luxus entfaltet, so mächtig, daß er die Gesellschaft materiell und moralisch in Verfall sinken lassen muß.

So oft ich von Wien zu Besuch nach Berlin fahre, drängt es mich, diese beiden Städte in rechten Vergleich zu stellen, und ich glaube endlich eine geeignete Grundlage dafür gefunden zu haben. Man spricht immer von dem Verfall Wiens und dem Aufblühen Berlins. Wer Verfall und Aufblühen lediglich nach dem Maßstabe des Verbrauchs an Fleisch, Bier, Wein u. feststellt, der mag bestätigen, daß Wien im Verfall und Berlin im Aufblühen begriffen sei. Berlin hat unzweifelhaft große quantitative Fortschritte gemacht, ob aber auch qualitative? Wer wagt es, diese Frage zu bejahen? Es ist über Wien derselbe moderne Schwindel gekommen wie über Berlin, und äußerlich betrachtet unter Berücksichtigung der bekannten Korruption in Wien, insbesondere der durchwegs künstlichen Wiener Tagespresse, scheint Wien noch weit stärker von jenem modernen Geiste durchfressen zu sein als Berlin. Allein dieser Schein trügt. Spekulationsbörse und Korruption sind zwar mächtig in Wien, doch fast nur nach außen und nach oben hin. Das mittlere und niedere Volk ist davon kaum oder nur flüchtig berührt worden, weil es am Althergebrachten hängt, etwas schwerfällig und indolent ist, insbesondere den Nüchternheits-, Nachahmungs- und Neuerungsdrang des Berliners nicht besitzt, mit einem Worte, weil es konservativ ist.

Gewiß ist, daß, wenn man sagt, die Welt blicke auf Berlin, hierunter nicht die Stadt Berlin, sondern der deutsche Kaiser mit dem deutschen Reichskanzler verstanden wird. Sonst hat Berlin keine führende Stellung errungen, weder in der Welt noch im Reiche, weder im Gebiete der Kunst noch der Literatur, höchstens in Bezug auf die Börsenspekulation und was damit verbunden ist.

Auf den Verfall der Berliner Gesellschaft aber hat der Prozeß Gräfin grelles Schlaglicht geworfen. Nicht etwa wegen der Prozeßverhandlungen, sondern weil die Berliner Gesellschaft, obschon durch eines ihrer hervorragenden Mitglieder arg kompromittiert, anstatt dasselbe mit Entschiedenheit zu desavouieren, in gesinnungsverwandter Empfindsamkeit Partei ergriff zu Gunsten des schmachthafenden Liebhabers einer Zolaschen Weibsgestalt.

Wien.

P. D.

Selbsthilfe gegen den Wucher. Im preussischen Saargebiete hat sich vor kurzem ein Verein gegen den Wucher gebildet, der in mancher Beziehung unsere Aufmerksamkeit verdient.

Der Landstrich, für welchen der Verein gegründet worden ist, gehört zu den bevölkertsten. Von dem großen Industriegebiete Saarbrücken-Malsstatt-Burbach abwärts bis zum Einfluß der Saar in die Mosel, also die Gegend von Saarlouis, Fraulautern, Beckingen, Merzig, Saarburg, Beurig, Wiltigen: das ist das Arbeitsgebiet des Vereins. Ein Gebiet, das neben Garten- und Ackerwirtschaft auch Obst- und Weinbau treibt, von der Natur nicht gerade ungünstig gestellt, aber doch nicht so im Fortschreiten begriffen ist, wie man es hoffen könnte. Hier also schreitet man rüstig zur Selbsthilfe gegen den Wucher.

Darin liegt zunächst eine gewisse Kritik unsrer Gesetzgebung.

Angemessen der Zeitströmung hatte man 1867 bei uns den Begriff des Wuchers sozusagen aus der Gesetzgebung entfernt, wenigstens sofern die frühere Zinsbeschränkung (5 Proz., 6 Proz.) aufgehoben wurde. Allerdings wurde durch diese bequeme Methode des *laissez aller* hier und da Gutes ermöglicht, aber die Klagen wurden noch lebhafter, daß viele Unerfahrene von geriebenen Kapitalisten in wucher-

Grenzboten IV. 1885.

51

rischer Weise zu grunde gerichtet wurden. Diese Klagen führten dann auch zu dem Resultat, daß am 24. Mai 1880 mit großer Majorität ein Gesetz zu stande kam, das man wohl ein Wuchergesetz nennen kann. Es sind die nach § 302 des Strafgesetzbuches eingestellten §§ 302 a—d und einige andre Bestimmungen zum Teil zivilrechtlicher Natur. Man definiert die in Rede stehenden Geschäfte der Wucherer so, daß man von Notlage, Leichtsinn und Unerfahrenheit des Leihers ausgeht und die Vermögensvorteile, die der Wucherer sich versprechen läßt, als den üblichen Zinsfuß dergestalt überschreitend annimmt, daß sie nach den Umständen des Falles in auffallendem Verhältnisse zu der Leistung des Wucherers stehen. Dieselben Leute, die früher immer gegen „Kautschukparagraphen“ geeifert hatten, waren jetzt ausgesetz mit einem Gesetze, dessen Grundlage in jedem Wort Kautschuk-Natur enthält. So mächtig war das Bedürfnis, dem offenbaren Uebel entgegenzutreten. Erleichternd wirkte dabei freilich, daß es nicht der Verwaltungsbeamte war, der die dehnbaren Bestimmungen handhaben sollte, sondern der Richter, dessen Fähigkeiten, das Rechte zu finden, ja nicht in Zweifel gezogen werden durften.

Mit wahrer Genugthuung wurden denn auch seitdem manche Wucherer abgethan.

Aber die Klagen hörten nicht auf, und eben weil sie nicht aufhörten und das Gesetz nur einen geringen Teil des Wuchers traf, entstand jener Verein lokaler Art. Denn das ist das Interessanteste an dem Verein, daß er nicht ins Blaue arbeitet, sondern daß er die allgemeine Meinung in einem mäßig großen Gebiete aufruft, die Einzelnen, die sich zum größten Teile persönlich kennen, zu einem Bunde vereint, um von allen Wuchersfällen in diesem Bereich Kenntnis zu gewinnen und neue Fälle durch Belehrung und thatsächliche Vorbeugungsmaßregeln zu verhindern.

Sofern das gelingt — und alles läßt sich dazu an —, ist der Weg vorgezeichnet, um dem Gesetz von 1880 zu Hilfe zu kommen. Ja auch der Weg, um seinerzeit das Gesetz über den Wucher zu ergänzen. Denn nur auf dem Wege praktischer Arbeit erwirbt sich die Fähigkeit, die Gesetzgebung zweckmäßig fortzuführen.

Der Landrat Anebel, Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses, seit Jahren erfolgreich um die Hebung der Gifelgegend bemüht und mit den Zuständen seines eignen Kreises vor allem vertraut, ergriff die Idee des Vereins gegen den Wucher an der Saar mit großer Energie. Er fand, daß die Ueberschuldung sehr hoch sei; von Jahr zu Jahr gingen in seiner Gegend durch Wucher eine Menge Existenzen zu grunde, namentlich auf dem Lande. Die von den Wuchern (Juden, hie und da aber auch Christen) Ausgebeuteten, in sklavischer Abhängigkeit von ihren Gläubigern, mußten sich Land- und Viehkäufe oktroyiren lassen, bei Versteigerungen mußte der arme Schuldner thun, was sein Tyrann vorschrieb. Den Bildungsgrad der (meist katholischen) Landleute kann man sich selbst aus der Anekdote deutlich machen, daß Landrat Anebel einen tief verschuldeten Bauer einst fragte, ob er über seine Schulden keine Aufzeichnungen besitze, und darauf die Antwort erhielt, er habe das nicht nötig gehabt, denn alles das stehe ja in den Büchern seines Gläubigers. Nach diesen Andeutungen hat der Anti-Wucherverein auch zugleich als Anti-Verdummungsverein zu wirken, und in der That will er so etwas auf wirtschaftlichem Gebiete wenigstens erzielen.

Die formulirten Absichten des Vereins sind: 1. zu ermöglichen, daß die Bevölkerung in die Lage versetzt werde, wenn auch langsam, ihre Schulden abzahlend; 2. Einrichtungen zu schaffen, welche die Wiederkehr solcher Verschuldungen unmög-

lich machen; 3. die Bevölkerung daran zu gewöhnen, künftig ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen, statt sie durch habgierige Menschen verwalten zu lassen.

Das nächste Ziel des Vereins wird sein, der geringer bemittelten Bevölkerung die Gelegenheit zu solider und billiger Befriedigung ihres Kreditbedürfnisses zu verschaffen, ferner dahin zu wirken, daß die bestehenden Spar- und Darlehnskassen eine Einrichtung erhalten, gemäß welcher sie kleinern Leuten Darlehen gegen mäßigen Zinsfuß unter Auferlegung einer angemessenen Tilgungsfrist gewähren.

Natürlich will der Verein damit den Kredit nicht erleichtern, wie es gerade der Wucherer erstrebt; nein, er will den Kredit erschweren und die schweren Pflichten, die er auferlegt, deutlicher machen. Einen Widerspruch kann man darin nicht sehen, und glücklicherweise zieht die Bevölkerung einen soliden und darum erschwerten Kredit immer noch dem leichten, aber zum Ruin führenden Kredit vor, wenn sie die Wahl hat. Dieses „Wenn“ ist eben zu unterstreichen.

Was der Verein bekämpft, ist nicht bloß ein lokales Uebel, und deshalb reden wir ja davon. Aber einige wucherische Liebhabereien sind wieder dem rheinisch-französischen Rechtsgebiete spezifisch oder doch in höherm Grade angehörig als andern Bezirken. Auf dem entscheidenden Vereinstage wurde nicht bloß von Landrat Knebel, sondern auch von dem Notar Henrich aus Böllingen in sehr korrekter Weise von dem Protokollankaufen, wie es die Wucherer üben, vor der Versammlung gehandelt. Es hängt mit dem Parzellenwesen der Rheinprovinz zusammen und der Sitte, bei Versteigerungen und Verkäufen unter der Hand den Kauf- oder Steigpreis nicht sofort baar zu verlangen, sondern in vier bis zehn Jahren. Der bisherige Eigentümer ist nun selten in der Lage, so lange Termine abzuwarten. Er verkauft das „Protokoll“, das seine Forderungsrechte spezialisiert, an einen Kapitalisten, um sofort bares Geld zu bekommen. Das solide Privatkapital hat sich nur ungern mit diesen Fiktionengeschäften abgegeben, denn sie sind mühsam und waren bis vor kurzem auch riskant. Desto mehr hat sich die Zunft der Wucherer mit diesen Geschäften befaßt; sie macht dabei 12 bis 15 Prozent Gewinn. Je kleiner der Mann und je ärmer die Gegend, desto höher ist der Rabatt, den der Wucherer erzielt. Und dabei sucht der Mensch den Güterwechsel, der ihm Gewinn bringt, durch allerlei Mittel noch zu fördern, sodaß durch die bedeutenden Stempel- und Notariatsgebühren die Leute immer mehr zurückgehen.

Der Wucherer aber bekommt immer mehr Schuldner, die ihm zu bestimmten Terminen Abzahlungen zu machen haben, in die Finger. Anfangs erschwert er ihnen das Leben nicht, wenn einmal einer den Termin versäumt. Im Gegenteil, er bietet ihm neue Geschäfte an. Erst wenn bei dem Manne nichts mehr zu holen ist, wirft er ihn auf die Straße.

Damit hängt wieder die Güterschlächtereie zusammen. Der Kapitalist kauft ein ganzes Besitztum an, um es in Parzellen öffentlich oder unter der Hand wieder zu verkaufen. Dabei werden zuweilen 100 Prozent verdient.

Bei allen diesen Geschäften wendet der Wucherer noch gern bekannte Mittel an, insbesondere spart er den Wein nicht, wenn er die armen Leute zum Bieten veranlassen will. Es ist der alte „Weinkauf“ in moderner Form, vulgo ein Saufgelage auf Kosten des reichen Mannes, und natürlich ist nicht der Wein, sondern der Schnaps die Hauptsache dabei, der dann die Bieter toll macht. Nur die ärgsten Skandale hierbei erfasst das Strafgesetz, das meiste bleibt unbestraft.

Das sind so die dunkeln Punkte, die der Verein schonungslos bloßlegen will. Alle Fälle von solchen Weinkäufen, alle Beispiele von Bewucherungen, kurz, alle Aergernisse auf diesem Gebiete werden bestimmten ortskundigen und rechtskundigen

Mitgliedern des Vereins sofort mitgeteilt und verfolgt. Es ist zu hoffen, daß schon diese Öffentlichkeit der Sache heilsam wirke.

Ein schönes Zeichen für die Einrichtung und Wirkung der Amtsgerichte ist, daß die meisten Amtsrichter ihre lebhafteste Mitwirkung bei der Austilgung jenes Krebschadens zugesagt haben. Sie sind eben die natürlichen Anwälte gegen die Wucherer.

Schon haben einige Gemeinden begonnen, sich in der Art selbst zu helfen, daß, wenn ein Wucherer eine Versteigerung abhält, niemand hinkommt und niemand bietet. Aber das setzt schon eine gewisse Selbstständigkeit der armen Leute voraus, und der Wucherer reicht mit seiner Macht auch in die Nachbargemeinde hinein. So ist denn die moralische und materielle Stärkung der Gemeinden durch den Verein noch sehr nötig.

Die öffentlichen Kassen mit den Kreditbedürfnissen der Bauern in geeignete Verbindung zu bringen, sodaß sie „Protokolle“ ohne Abzug übernehmen und ähnliches leisten, wird noch eine schwierige Aufgabe sein und zum Teil eine Umänderung der Geschäftsordnung dieser Kassen erfordern. Aber besonders seit durch das Gesetz vom 1. Juli dieses Jahres das Hypothekenwesen der Rheinprovinz eine wesentliche Verbesserung erfahren hat, wird die Sache nicht mehr zu schwierig sein.

Die ganze Einführung des Vereins ist mit einer Vorsicht geschehen, die auf rheinischem Boden doppelt geboten war. Alle politische und religiöse Parteilung ist streng beiseite gelassen. Man weiß hier so gut als anderswo, wer die meisten Mitglieder der Wucherzunft stellt. Aber da man doch keine Kategorien, sondern nur Einzelne und von Fall zu Fall verfolgen kann, so ist die Massenfrage wenigstens nicht praktisch. Man würde dem Verein eine unwillkommene Färbung gegeben und ihm geschadet haben, wenn man ihm judenfeindliche Absichten, wenn auch nur in der abgeschwächten Form Stöckers, mit auf den Weg gegeben hätte. Alles der Art soll fern bleiben, alle wollen auf neutralem Boden nur auf den einen Gegenstand die Augen richten, der sie gemeinsam beschäftigt. So werden sie hoffen dürfen, diesen einen Gegner, den Wucher, besonders den landwirtschaftlichen Wucher, in allen seinen Schlupfwinkeln zu entdecken und zu fassen. Es ist ein ziemlich neues Stück Arbeit. Desto herzlicher sind unsre Wünsche für ihr Gedeihen.

Die Konkurrenz für ein Lutherdenkmal in Berlin. Bekanntlich war man bei der Konkurrenz für ein Lutherdenkmal in Berlin insofern vom Herkömmlichen abgewichen, als man die Konkurrenzentwürfe, bevor das Preisgericht sein Urteil fällte, zwei Wochen lang öffentlich ausstellte. Durch diese Einrichtung, die allgemeine Anerkennung fand, sollte der öffentlichen Meinung Gelegenheit geboten werden, sich vor der Entscheidung geltend zu machen, die Jury sollte in der Lage sein, das öffentliche Urteil bei ihren Beratungen in Erwägung zu ziehen, und es schien somit für die Richtigkeit der endgültigen Entscheidung eine Garantie mehr gewonnen.

Nun ist das vor kurzem bekannt gemachte Urteil des Preisgerichts doch so ausgefallen, daß es zu ernsthaften Bedenken Anlaß giebt. Ob oder inwieweit es sich mit der öffentlichen Meinung in Berlin in Uebereinstimmung befindet, vermag ich nicht zu sagen; in öffentlichen Blättern ist mir eine Kritik über den Spruch der Jury noch nicht zu Gesicht gekommen. Auf jeden Fall aber wäre es nicht eben erfreulich, wenn eine solche Uebereinstimmung stattfände.

Kein Unbefangener wird zugeben, daß der Entwurf, welcher den ersten Preis erhalten hat, auf diesen Preis genügenden Anspruch gehabt habe. Nicht bloß

wegen einzelner Fehler und Mängel sind Bedenken gegen ihn zu erheben — solche Fehler könnten vorhanden und das Ganze dennoch des ersten Preises würdig sein —, das Bedenkliche liegt vor allem im Charakter der Konzeption. In der ganzen Darstellung herrscht eine Absichtlichkeit, ein stark theatralischer Zug, der mit dem Ernst und der Größe der Aufgabe im empfindlichsten Widerspruch steht. Man sehe diesen Luther, mit den aufgerissenen Augen und den krampfhaft nach vorn gestreckten Armen, die gespreizten Figuren Guttens und Sickingens, bei denen überdies kaum der Versuch einer unterscheidenden Charakteristik gemacht ist —, schon wegen der gänzlich verfehlten Auffassung dieser drei Figuren dürfte der Entwurf nicht den ersten Preis erhalten. Der Aufwand an Architektur ist nicht gering. Ein großer Unterbau, dessen breite Treppe an der Vorderseite die Postamente mit den Figuren Guttens und Sickingens flankiren, trägt in der Mitte seiner Plattform auf einem stufenförmigen Untersatz das Postament mit dem Standbild Luthers. Auf den Stufen dieses Postaments befinden sich vorn zwei sitzende Gruppen (Spalatin mit Agricola und Jonas mit Cruciger), hinten an das Postament angelehnt zwei stehende Figuren (Melancthon und Bugenhagen). Diese sechs Gestalten, die an sich, in Haltung und Bewegung, wohl das gelungenste des ganzen Entwurfes sind, machen dennoch in ihrer Anordnung, in ihrer Beziehung zur Architektur oder richtiger in ihrer Beziehungslosigkeit dieser gegenüber einen befremdlichen Eindruck. Zudem sie zur Architektur in gar keinem, irgendwie notwendigen Verhältnis stehen, scheinen sie sich in der That an ihren Plätzen nur ganz zufällig zu befinden, sie sehen aus wie Personen, die sich hier zufällig an das Postament gelehnt, dort zufällig auf die Stufen gesetzt haben. In dieser Art der Anordnung, deren Willkür wohl auch als malerische Freiheit bezeichnet wird, liegt ein Realismus, der mit den Kunstformen schlechterdings unverträglich ist, der den Eindruck derselben geradezu vernichtet und sie als widersinnig erscheinen läßt. Begiebt man sich auf den Standpunkt dieses Realismus, so muß man sich konsequenterweise darüber wundern, wie der Luther da oben auf sein hohes Postament hinaufkam.

Die Formenbehandlung zeigt durchweg eine ungewöhnliche Gewandtheit, eine virtuose Sicherheit, ohne Zweifel rühmliche Eigenschaften, die aber doch gewiß neben den bezeichneten Gebrechen der Auffassung und Komposition nicht von solcher Bedeutung sind, daß sie allein die Auszeichnung, die dem Entwurf zuteil geworden ist, rechtfertigen könnten.

Man muß sich über diese Prämierung umso mehr verwundern, als ein Entwurf vorhanden war, der die übrigen nach Auffassung und Komposition so entschieden überragte, daß er den ersten Preis wohl verdient hätte: der Entwurf von Hilgers, der den zweiten Preis erhalten hat. Hier ist die Aufgabe in einem großen und ernsten Sinne erfaßt. Die architektonische Anlage ist ebenso einfach als wirkungsvoll. Auf einer mäßig erhöhten, von zwei halbrunden Bänken eingefassten Plattform erhebt sich das Postament mit der Statue Luthers, zu beiden Seiten des Postaments befinden sich die sitzenden Figuren Melancthons und Guttens, vorn am Eingange zur Plattform auf kräftig vorspringenden Sockeln die Statuen des Moses und Paulus. Was die letzteren betrifft, so mag ihre Zusammenstellung mit Luther vielleicht im ersten Augenblicke befremdend wirken; aber der Gedanke, der ihr zu grunde liegt, ist nicht bloß originell, er hat insofern eine tiefere Berechtigung, als diese beiden Gestalten auf den großen Zusammenhang der religiösen Entwicklung hinweisen, in welcher die Reformation, die That Luthers, einen Moment von weltgeschichtlicher Bedeutung bezeichnet. Der Entwurf zeigt im

ganzen wie im einzelnen, in der Charakteristik der Figuren, in der Linienführung, in der Abwägung der Größenverhältnisse Vorzüge echt künstlerischer Art. Die Figur Luthers, in der Schlichtheit und Festigkeit ihrer ganzen Erscheinung wirksam kontrastierend mit der energischen Bewegung Guttens und der sinnenden Haltung Melanchthons, die beide in der Hauptansicht des Ganzen eine äußerst charakteristische Profilierung zeigen, vorn die beiden kraftvollen, den Eingang gleichsam bewachenden Vertreter früherer Geschichtsepochen — diese Figuren bilden zusammen ein Ganzes von ebenso ernster, wie imposanter, echt monumentaler Wirkung.

Neben den beiden genannten Entwürfen sind noch drei andre, einer mit dem dritten Preis, zwei mit Honorarprämien, ausgezeichnet worden. Hinsichtlich der Frage der Ausführung ist, soviel wir wissen, noch nichts entschieden; hoffentlich werden, bevor dies geschieht, die in Betracht kommenden Entwürfe einer erneuten Erwägung unterzogen. Die Errichtung eines Lutherdenkmals in Berlin, der Hauptstadt der protestantischen Welt, ist eine Aufgabe von so großer und eminenter Bedeutung, daß ein Fehlgriff in der Ausführung derselben schwer beklagt werden müßte.

Leipzig.

H. S.

Literatur.

Essays von Wilhelm Wundt, Leipzig, Wilh. Engelmann, 1885.

Ein neues Buch in populärer Form von dem rühmlich bekannten Gelehrten, der wie kein anderer Inhaber eines philosophischen Lehrstuhles in Deutschland naturwissenschaftliche Bildung mit philosophischer Literaturkenntnis vereinigt, wird immer das Interesse vieler Gebildeten unsrer Nation erregen. Man erwartet mit Recht, die interessantesten Themata in der meisterhaftesten Form bearbeitet zu finden. Und gewiß muß man der vorliegenden Sammlung von vierzehn einzelnen und doch dem Sinne nach zusammenhängenden Aufsätzen zugestehen, daß die Themata von der größten Bedeutung und die Vortragsweise einem gewandten Rednertalente angemessen ist. Am wertvollsten scheint uns der kurze Ueberblick über sämtliche Anschauungsweisen, durch welche die Physiker und Chemiker der verschiedensten Zeiten die Theorie der Materie klar zu machen bestrebt gewesen sind. In diesem Gebiete ist der Verfasser offenbar am meisten Herrscher über das Material, und seine Kunst, schwierige Probleme anschaulich darzustellen, bewährt sich hier am meisten. Er lebt der bestimmten Hoffnung, daß sich bald eine genügende Theorie der Materie ausbilden werde, welche nicht nur Chemiker und Physiker, sondern auch die Philosophen befriedigen müsse. Die Philosophie selbst hält er für ganz außer stande, für die Erfahrungswissenschaften leitend und führend aufzutreten; sie hat sich vielmehr der Erfahrung unterzuordnen und anzupassen. So hält er denn natürlich nicht viel von Kant, von dem er sagt, daß sich in ihm die entgegengesetzten geistigen Strömungen vereinigen, „um jenes merkwürdige Mischprodukt grübelnden Tieffinnes und zweifelnder Vorsicht zu stande zu bringen, über dessen Widersprüche sich noch heute unsre Kant-Interpreten die Köpfe zerbrechen.“ Von einer Richtung in unsrer Zeit also, welche diese Widersprüche alle aufgelöst hat und die Theorie der Erfahrung aus der kritischen Philosophie allein zu vollenden bestrebt ist, weiß der Verfasser nichts oder will es nicht wissen. Dennoch müssen wir anerkennen, daß er in dem Verständnisse Kants in Bezug auf Zeit und Raum